

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Redigirt von C. v. Bodum-Dolfs, pract. Thierarzt in Wiesbaden.

Nr. 41.

Wiesbaden, den 28. Oktober 1897.

IV. Jahrgang.

Wesen und Bedeutung der Tuberkulose.

Von v. Bodum-Dolfs, pract. Thierarzt.

(Nachdruck verboten.)

Die Tuberkulose, auch Perlsucht, Franzosenkrankheit, Drüsenkrankheit, Schwinden früher genannt, gehört zu den ältesten bekannten Hausthierkrankheiten, allerdings lange bekannt nur bei dem Rinde. Schon die mosaischen Gesetze (2. Buch Moses 22, 8) enthalten die fleischschauerliche Vorschrift, daß das Fleisch von Thieren, welche das „Schwinden“ hatten, nicht verspeist werden dürfe. Auch der Talmud enthält zahlreiche Bestimmungen über den Fleischgenuss die „Rindertuberkulose“ betreffend und das 16. Jahrhundert weist eine ganze Sammlung diesbezüglicher Vorschriften auf, welche unter dem Namen „Schuchan Aruch“ bekannt ist. Trotzdem die Krankheit also zu den ältesten zählt, ist es erst den letzten Decennien vorbehalten gewesen, die wirkliche Gefahr, die die Tuberkulose für Menschen und Vieh in sich birgt, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. In Deutschland ist Gerlach neben Klebs der Erste gewesen, welcher im Jahre 1868 an der hannoverschen Thierarzneischule durch umfangreiche Fütterungsversuche den positiven Erweis brachte, daß Fleisch, Sputa, Milch tuberkulöser Thiere infektiös sei, wodurch die im Jahre 1865 von Willem aufgestellte Lehre, daß die Tuberkulose eine spezifische von Mensch auf Thier und von Thier auf Thier übertragbare Infektionskrankheit sei, wesentlich gestützt wurde.

Nachdem diese wichtige Entdeckung, daß die Thier-tuberkulose mit der menschlichen identisch, und daß der Genuss tuberkulösen Fleisches wie auch besonders der Milch im rohen Zustand geeignet sind die Schwindsucht des Menschen hervorzuufen, zum Allgemeinuthe der breiten Volksmasse gemordet ist, desto mehr wandte nicht nur die gesammte gelehrte Welt ihre Forschungen dieser Krankheit zu, sondern wurde auch seitens der Landwirthschaft dieselbe mit Argusaugen beobachtet und verfolgt. Das wichtigste Jahr aber für die Geschichte der Tuberkuloseforschung bleibt das Jahr 1881, das Jahr der Entdeckung des Tuberkelbacillus durch Robert Koch, wodurch dieses Jahr für alle Zeiten in der Geschichte der Medicin unauslöschlich eingetragen ist, und Koch durch diese Entdeckung schon allein, die ein großes Verdienst um die leidende Menschheit in sich birgt, seinen Namen unsterblich gemacht hat.

Koch wies nach, daß in allen von ihm untersuchten tuberkulösen Produkten, ob sie von Mensch oder Thier, Bacillen in Form sehr dünner Stäbchen von der Länge etwa eines halben bis ganzen Durchmesser eines rothen Blutkörperchens enthalten waren, die er dann ferner rein zu züchten und mit Erfolg zu verimpfen mochte. Er kultivirte die Bacillen in mehrfacher Umzucht auf verödetem Blutserum und vermochte sie so Monate lang außerhalb des Organismus lebensfähig zu erhalten und nach ihrer Einverleibung in den Thierkörper regelmäßig Tuberkulose zu erzeugen. Koch stellte daher jetzt den Satz auf, daß die Bacillen die wesentlichen Bestandtheile des Tuberkels seien, und daß der Nachweis der Bacillen die Tuberkulose charakterisire, also kurz, ohne Bacillus keine Tuberkulose.

Das Eindringen des Tuberkelbacillus in die Gewebe des Körpers bedingt ausschließlich die Ursache der Tuberkulose, die Art und Weise der Infektion, also wie der Bacillus in den Körper gelangt, kann eine verschiedene sein. Am häufigsten wird der Ansteckungsstoff durch die Athmungsorgane, wie durch den Magen-Darmkanal aufgenommen. So kann z. B. durch den Anlauf eines einzigen Stück Viehs, dem man keine Krankheits Symptome anfieht, ein ganzer Stall rettungslos verseucht werden. Es ist eine Thatsache, wie wir im Verlaufe werden kennen lernen, daß auch wohlgenährte Thiere tuberkulös sein können; ein solches Thier kommt in einen gesunden Stall, hustet, entleert Tuberkelbacillen, die auf die gesunden Rinder übergehen. Nicht einmal Husten ist dazu erforderlich, durch die ausgeathmete Luft des kranken Rindes wird die Stallluft mit Bacillen geschwängert, und sämtliche Thiere des Stalles sind der Ansteckung ausgesetzt. Auf Kälber, Schweine u. s. w. wird die Krankheit sehr häufig durch die Milch tuberkulöser Kühe übertragen, insbesondere dann, wenn eine tuberkulöse Erkrankung des Uterus vorliegt, obgleich Tuberkelbacillen in der Milch kranker Kühe gefunden wurden auch ohne Utererkrankung. Es ist ferner erwiesen, daß es eine angeborene Tuberkulose giebt, die Krankheit vererbt sich also; auch ist

eine Möglichkeit der Ansteckung durch die Begattung geboten. Ferner ist erwiesen, daß schwindfüchtige Personen, die Viehwärterdienste verrichten, Tuberkelbacillen auf gesunde Rinder übertragen. Es ist dieses auch erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Auswurf eines kranken Wärters in das Thierfutter gelangt und von den Thieren herunter geschluckt wird. Schwindfüchtige sollten daher zu keinerlei Thierpflegediensten herangezogen werden, selbst nicht einmal Zutritt zu den Ställen haben. Es ist ferner eine alt erwiesene Thatsache, daß zu jeder Erkrankung, habe sie einen Namen wie sie wolle, eine gewisse Geneigtheit alias Praedisposition gehört, dieses ist auch bei der Tuberkulose der Fall, besonders bei der Rindertuberkulose, wo auch die Race selbst mitspricht. Bei gesundenwüdriger Ernährung, bei schlechter Wartung und Pflege, besonders bei ständigem Aufenthalt in dampfen mit verpesteter Luft gefüllten Stallungen, sind die Thiere lange nicht so widerstandsfähig wie bei umgekehrtem Verhältnis, gewähren aber allen Infektionsstoffen einen vorzüglichen Boden zur Entwicklung. Niederungsracen z. B. Holländervieh ist vielmehr der Tuberkulose ausgesetzt als Gebirgsracen, welche eine kräftigere Körperkonstitution besitzen. Bezüglich des Geschlechts stellen weibliche Thiere das Hauptcontingent; am meisten verbreitet ist die Krankheit in Milchwirthschaften, und hier wieder, wo dieselbe mit Brennerbetrieb, Brauerei, Zuckersfabrik u. s. w. verbunden ist. Die Zahl der Fälle von Tuberkulose bei neugeborenen Kälbern ist eine ziemlich beschränkte, weil in Folge der Tuberkulose beim Fötus gewöhnlich Frühgeburt eintritt. Man kann aber leider behaupten, daß diese Krankheit, die das Leben der Menschen gefährdet und den wirthschaftlichen Ruhertrag der gesammten Thierzucht eminent vermindert, in allen Ländern und Weltgegenden auftritt, wenn auch der Prozentsatz laut statistischer Feststellung in einzelnen Gegenden ein sehr verschiedener ist. Die Schlachthäuser, und die geregelte Fleischschau, die allorts mehr Eingang findet, und die der Tuberkulose immer mehr die Wege versperrt, geben den besten Aufschluß wie stark bei uns diese Gefahr vorhanden ist, der Prozentsatz schwankt von 2—10%.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Obsttrocknen.

Von R. E.

(Nachdruck verboten.)

Die Konservierung des Obstes durch Wasserentziehung (Dörrobst) ist die älteste, einfachste und vortheilhafteste Methode, dasselbe für lange Zeit zur Aufbewahrung geeignet zu machen. Die Wasserentziehung des Obstes kann nur durch Anwendung der Wärme geschehen, indem man dasselbe mehrere Stunden hindurch einem warmen Luftstrom von 80 bis 90° C aussetzt. Die Einhaltung einer richtigen Temperatur ist wesentlich; ist dieselbe zu hoch, besonders zu Anfang, so trocknen die Früchte zwar sehr schnell, es plagt dabei aber meistens die äußere Umhüllung (Staubhaut) und der süße Saft fließt aus, wobei sie einen bitteren, brenzlichen Beigeschmack annehmen; ist dieselbe zu niedrig, so behalten sie zu viel Wasser und werden unhaltbar. In seinem bekannten Buche über „Obstverwertung“ äußert sich Semmler in dieser Beziehung wie folgt: „Der zu verfolgende Zweck darf nicht allein darin bestehen, das Obst haltbar zu machen, sondern auch die Eigenschaften, welche wir an ihm schätzen, festzuhalten. Erreicht kann dieses nur werden durch Entziehung des Wassergehaltes bei gleichzeitiger Umwandlung eines Theiles des Stärkegehaltes in Zucker in einer möglichst kurzen Spanne Zeit, ohne daß bei dem Verfahren das Obst gekocht wird. Kochen würde den Geschmack des Obstes beeinträchtigen, so auch das langsame Trocknen, das ihm einen an Verwesung erinnernden Geschmack giebt. Je rascher die wässerigen Theile entfernt werden, nachdem das Obst seine Vollreife erlangt hat, desto reicher und dauerhafter wird sein Geschmack sein; je abgeschlossener es während dieses Vorganges von dem Sauerstoffe der Luft bleibt, desto vollkommener wird sich eine Färbung erhalten. Die Raschheit des Dörroverfahrens erhöht den Zuckergehalt manchmal um 35 Proz., und diese Erhöhung steht genau im Verhältnis zur geringeren oder schnelleren Verflüchtigung des Wassergehaltes, immer vorausgesetzt, daß das Obst nicht durch die Hitze Schaden leidet. Der chemische Vorgang, durch welchen der Stärkegehalt des Obstes in Zucker verwandelt wird, wenn man dieses in eine hohe Temperatur bringt,

ist ähnlich demjenigen während des Reifeprozesses an den Bäumen, nur geht er schneller von statten.

Wenige Tage warmen Sonnenscheines erzeugen soviel Zucker in Stachelbeeren und Weintrauben (in diesen jedoch nicht aus Stärkemehl, welches nicht vorhanden ist, sondern höchstwahrscheinlich durch Abnahme der Säure), daß die sauren, widerlich schmeckenden grünen Früchte zu labenden Genußmitteln werden. Wenige Stunden in einem Dörroapparate, in welchem der richtige Wärmegrad unterhalten wird, können einen noch größeren Wechsel hervorbringen, vorausgesetzt, daß das Obst nicht eher eingebracht wird, bis es in natürlicher Weise seine Ausbildung erlangt hat. Dabei muß man sorgfältig in Erinnerung behalten, daß es bei 100° C und darüber kocht, und daß keine spätere, noch so sorgfältige Behandlung den in einer solchen Temperatur verloren gegangenen Geschmack wieder herstellen kann. Nicht minder wichtig ist ein anderer Punkt: die Oberfläche der dörrenden Frucht muß feucht und weich erhalten werden, damit die innere Feuchtigkeit einen Ausweg hat, auf welchem sie rasch und leicht entweichen kann, und ein heißer, starker Luftstrom muß ununterbrochen über die Frucht hinwegziehen, damit die entweichende Feuchtigkeit fortgetragen wird. Daraus geht hervor, daß kalte Luft durchaus keinen Zutritt zur dörrenden Frucht haben darf, und ferner, daß über derselben eine Oeffnung sein muß, durch welche die vor Feuchtigkeit geschwängerte Luft entweichen kann.

Aus den letzten Sätzen S's. geht hervor, daß weder ein an der Luft, in der Sonne, noch im gewöhnlichen Backofen getrocknetes Obst den oben ausgesprochenen Anforderungen genügen kann; solches läßt sich nur erreichen, wenn ein nach dem Prinzip des Amerikaners Alben konstruierter Dörropparat dazu benutzt wird. Das Wesentliche eines solchen Dörrofens besteht im Folgenden: 1. dem Heizapparate, 2. dem Trockenschachte, in welchem die im Heizapparate erzeugte warme Luft hineingeleitet wird, 3. aus einer maschinellen Vorrichtung, durch welche die Trockenhorden mit Leichtigkeit gehoben und herausgenommen werden können und 4. aus den Trockenhorden.

Bevor das Obst in den Dörropparat gelangt, bedarf es noch verschiedener Vorbereitungsarbeiten. Äpfel und Birnen werden geschält, vom Kernhaus befreit und wenn sie groß sind, in Schnitzen oder Scheiben zerteilt. Damit sie ihre natürliche Farbe behalten, nicht braun werden, legt man sie sofort in eine 1/2-prozentige lauwarme Kochsalzlösung, in welcher sie so lange verbleiben, bis sie in den Apparat kommen, oder sie werden leicht geschwefelt, d. h. man bringt sie in einen dichtschließenden Behälter, in welchem sie 10 Minuten lang der Einwirkung schwefeliger Säure ausgesetzt werden. Auch empfiehlt es sich, dieselben etwa eine halbe Stunde lang zu dämpfen, wodurch nicht nur ein ansehnlicheres, sondern auch wohl-schmeckenderes Produkt erhalten wird. Zu dem Ende verfährt man einen geräumigen Waschkessel mit einem hölzernen Roste, der sich 15 cm über dem Boden befindet; der Raum unter dem Roste wird mit Wasser gefüllt und dieses zum Kochen gebracht. Auf den Rost stellt man flache, weitmündige Körbe aus geschälten Weiden, welche das Obst enthalten. Der Deckel des Kessels wird sodann fest aufgelegt; das hinlänglich gedämpfte Obst wird dann noch warm in den Dörrofen gebracht.

Allerlei Praktisches.

Beim Einkufen von Gersten sollte man sein Augenmerk auf eine gleichmäßig gelbliche Farbe richten; man soll die sogenannten milden Gersten vornehmlich berücksichtigen, d. h. also alle Gersten, die weniger die hellbleichen Farben als vielmehr die sanften gelben Farben aufweisen, denn diese Gersten, die ihre dunklere Farbe nur dem Regen verdanken, leiden in Betreff ihrer chemischen Zusammensetzung um nichts den hellen, nicht beregneten nach.

Fauchensauende Gersten. Die Ursache des Fauchensauens von Gersten ist das Fehlen phosphorsauren Kaltes im Futter des Nutztieres und daher auch in der Milch. Junge Thiere bedürfen zur Ausbildung der Knochen viel phosphorsauren Kalk; erhalten sie ihn nicht im Futter, dann suchen sie ihn anderswo und zwar die Gersten zunächst im Harn der Mutter, sie gehen dann infolge der durch gewisse Bestandtheile des Urins hervorgerufenen Zerlegung von Magen und Blut zu Grunde. Vorbeugungsmittel ist tägliche Verfütterung von 1 1/2 Pfd. Gerstenschrot und 1 1/2 Pfd. Roggenkleie, angereicht mit Weizenspreu und Wasser zu einem steifen Brei pro Tag an tragende Mutterthiere. Auch grüner Kottlee wirkt günstig. Ist das nicht möglich, dann gebe man phosphorsauren Kalk als Beigabe.



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum

„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Nr. 43.

Wiesbaden, den 28. Oktober 1897.

II. Jahrgang.

Sollen Herren tanzen?

Von Mannel Schnitzer.

(Nachdruck verboten.)

Folgende sensationelle Nachricht macht die Runde durch die Blätter:

„Ein eigenthümlicher Fall aus einem Ballsaale wird demnächst vor Gericht verhandelt werden; eine junge Dame hatte während des Tanzens das Unglück, hinzufallen und sich das Bein zu brechen. Sie hat nun eine Klage gegen ihren Tänzer auf Schadenersatz angestrengt. . . Sollte das Urtheil zu Gunsten der jungen Dame ausfallen, dann werden wohl die Herren in den Ballsälen durch ihre Abwesenheit glänzen!“

Dieser Satz enthält den Versuch, einen hohen Gerichtshof durch Androhung eines Generalstreiks der tanzenden Männer einzuschüchtern, eine sträfliche Handlung, die ich als lokaler Bürger öffentlich nicht billigen kann, wenn auch mein Herz sich heimlich dem Schrei der Entrüstung anschließt, der in jener Drohung zum Ausdruck gelangt. Denn vor meinem geistigen Auge erscheinen alle die zarten Füßchen die durch mein allgewichtiges Auftreten Schaden gelitten, alle Schleißen, die ich abgetreten, alle Carambolagen und Rippenstöße, die ich im Gewühl verschuldet, und heißen schauerlich gerichtliche Sühne. . . Ach, meine theuern Freunde, in diesem Punkte sind wir, die wir überhaupt noch tanzen, allzumal arge Sünder.

Die Nachricht ist aber um so sensationeller, als das Ereigniß, welches sie mittheilt, zu gleicher Zeit in zwei verschiedenen Welttheilen sich abgespielt zu haben scheint, denn einige Zeitungen verlegen es nach New-York, während andere als Schauplatz der Handlung Birmingham nennen. In dieser Stadt sollen sogar die Damen — damit die Herrenwelt nicht vollends entmuthigt und zum verzweiflungsvollen Streik getrieben werde — sich entschlossen haben, im Falle der Verurtheilung des Mißthäters die Strassumme auf dem Wege der Collecte aufzubringen. . .

Es ist kein Zweifel, daß diese Angelegenheit wie keine andere dazu geeignet ist, um philosophische Naturen zu veranlassen, an diese seltsame Doppel-Thatsache tief-sinnige Betrachtungen zu knüpfen, oder einen wichtigen Kopf zu verletten, die Blätter seines Spottes darüber auszustreuen — die Sache läßt sich etwa von den verschiedensten Seiten beleuchten, ohne an Interesse einzubüßen; wenn

ich jedoch weder betrachte, noch scherze, so liegt der Grund in einem Punkte, der mir bei dem ganzen Handel als das Allermerkwürdigste erscheint: genau derselbe Fall hat sich nämlich vor einiger Zeit in Berlin selbst nicht nur ereignet, sondern hat auch thatsächlich zu einem gerichtlichen Nachspiel geführt, das, wenn es auch die berufsmäßigen Berichtersteller übersahen, geradezu denkwürdig genannt werden muß. Da mir das stenographische Protokoll der an Aufregungen und seltsamen Enthüllungen reichen Verhandlungen vorliegt, bin ich in der glücklichen Lage, auf Grund dieser gewissenhaften Aufzeichnungen über den Prozeß berichten zu können. Ich enthalte mich dabei jedes Commentars und lasse nur die Thatsachen sprechen.

Vorsitzender: Angeklagter treten Sie näher! Sie heißen Fritz Eberhard, sind 31 Jahre alt, ledig, Doktor der Philosophie, bisher unbefragt. . .

Angeklagter: Ja.

Vorsitzender! Sie haben gehört, wessen der Herr Staatsanwalt und der Vertreter der Privatklägerin Fräulein Vleschen Treu Sie beschuldigen?

Angeklagter: Ja.

Vorsitzender: Bekennen Sie sich schuldig jener groben Fahrlässigkeit, in Folge deren die Privatklägerin zu Schaden kam?

Angeklagter (fest): Nein, Herr Präsident. (Murmeln im Auditorium, das zumest aus Damen besteht).

Vorsitzender: Ich mache Sie aufmerksam, daß Sie durch ein reumüthiges Geständniß Ihre Lage verbessern könnten.

Angeklagter: Ich bin unschuldig.

Staatsanwalt: Ich möchte mir erlauben, den hohen Gerichtshof darauf aufmerksam zu machen, daß der Angeklagte in der Voruntersuchung selbst zugestanden hat, er sei einer der schlechtesten Tänzer dieses Jahrhunderts. (Sensation!)

Vorsitzender: Diese Aussage kommt einer Schulderklärung nahe. Angeklagter, war Ihnen diese Thatsache, daß Sie nicht tanzen können, vor jenem Abende bekannt, an welchem das bedauerliche Ereigniß stattfand?

Angeklagter: Es war mir bekannt. (Bewegung).

Staatsanwalt: Um so größer war Ihre Leichtfertigkeit, Fräulein Vleschen Treu zum Opfer Ihrer übrigen durch Zeugen festgestellten notarißchen Unfähigkeit zu machen.

Vorsitzender: Haben Sie jemals Tanzunterricht genommen?

Angeschuldigter: Nein, niemals. (Eine Dame aus dem Publikum ruft: „Unerhört“ und wird vom Vorsitzenden zur Ruhe verwiesen.)

Staatsanwalt: Es ist tatsächlich unerhört, daß Sie es trotzdem unternahmen. . . Doch ich will nicht vorgreifen. Haben Sie schon früher einmal den Versuch gemacht, öffentlich Proben Ihrer Tanzkunst abzugeben? (Gelächter.)

Angeschuldigter: Ja. Vor siebzehn Jahren, bei einem Schülerkränzchen. . .

Vorsitzender: Erinnern Sie sich vielleicht, damals ebenfalls Unheil angerichtet zu haben?

Angeschuldigter: Ich erinnere mich, daß Niemand zu Schaden kam, als ich selbst. Ich fiel hin und verletzte mir das Knie. (Lachen.)

Staatsanwalt: Dieser Schaden hätte sie klug machen sollen. Bravo! Haben Sie an jenem Unglücksabende, ehe das bedauerliche Ereignis eintrat, mit einer anderen Dame getanzt?

Angeschuldigter: Nein. (Bewegung.)

Staatsanwalt: (scharf.) Sie hatten es also durchaus auf Fräulein Treu abgesehen? (Starke Bewegung.) Meine Herren, ich muß gestehen, daß ich das außerordentlich auffallend finde. Was veranlaßte Sie, gerade Fräulein Treu mit einem Engagement zu jenem Walzer zu beglücken? (Leise Stille.)

Angeschuldigter: (schweigt.)

Vorsitzender: Kannten Sie Fräulein Treu von früher.

Angeschuldigter: (nach einer eindrucksvollen Pause). Ja. (Starke Bewegung im Auditorium. Eine ältere Dame kreischt: „Skandal, ein Racheact!“ Sensation.)

Staatsanwalt: Sie kannten die achtungswürdige Dame also! Ihm. . . (sarkastisch). Ich meine, Sie kannten sie näher. . . Waren Sie nicht mit dem Fräulein verlobt?

Angeschuldigter (leise): Ja. Vor fünf Jahren. . .

Staatsanwalt (stark): Aber das Verhältniß wurde dann als gelöst. . .

Angeschuldigter: Ja.

Verteidiger: Von welcher Seite?

Angeschuldigter: (schweigt). (Große anhaltende Bewegung.)

Es wird hierauf die Beschädigte als Zeugin vorgelassen. Fräulein Gretchen Treu ist 27 Jahre alt, blond und sieht sehr sanft, fast schüchtern aus. Da ihr das Stehen schwer fällt, darf sie auf einem Stuhle Platz nehmen.

Verteidiger: Mein Fräulein, Sie beanspruchen eine Entschädigung von 30,000 Mark von meinem Klienten.

Zeugin: (ohne aufzublicken). Ja.

Verteidiger: Sie geben an, daß der Fehler, den Ihnen die Tanzungeschicklichkeit des Angeklagten zugezogen hat, Ihre werthe Persönlichkeit, sozusagen für den Heirathsmarkt entwerthet habe?

Vorsitzender: Ich muß den Herrn Verteidiger ersuchen, von der durch Religion und Gesetz geheiligten Institution der Ehe nicht in diesem Tone zu sprechen. Uebrigens haben wir uns hier mit den Entschädigungsansprüchen der Zeugin nicht zu beschäftigen.

Verteidiger: Ich wollte nur andeuten, daß der Unfall möglicherweise auf eine Spekulation der Zeugin

hinausläuft. . . (Die Dame im Zuschauerraum ruft: „Pfui! Wie gemein!“)

Staatsanwalt: Ich fühle mich verpflichtet, diese Insinuation des Verteidigers energisch zurückzuweisen.

Zeugin (weint).

Staatsanwalt: Man braucht nur einen Blick auf die rührende Leidenschaft dieser Märtyrerin zu werfen. . . (er wischt sich die Augen, die Damen im Zuschauerraum beginnen zu schluchzen) um die ganze Gefühllosigkeit des Angeklagten zu durchschauen.

Verteidiger (hochhaft): Wenn der Herr Staatsanwalt sentimental wird, so geht daraus hervor, daß seine Gründe nicht fest genug sind. Er wendet sich an das Herz der Frauen, hier aber, meine Herren, haben, Gott sei Dank, noch wackere, klardenkende Männer ein Urtheil zu fällen. . . (Schon im Publikum.)

Vorsitzender: Mein Fräulein, haben Sie Grund zu der Annahme, daß der Angeklagte Sie zu Schaden bringen wollte?

Zeugin (nach einer Weile des Ueberlegens): Ach nein! (Die Dame im Zuschauerraum: „Wie edel!“ Man weint wieder.)

Staatsanwalt (bewegt): Diese Antwort macht Ihnen Ehre, indeß wir haben hier nicht Regungen des Großmuths zu gehorchen. . . Der Angeklagte hat zugegeben, daß vor fünf Jahren ein Verlöbniß zwischen Ihnen bestand, das jedoch gelöst wurde. Wollen Sie uns sagen, von welcher Seite dies geschehen ist. . . (Allgemeine Spannung.)

Zeugin (tonlos): Mein Gott, ich — — (zögernd) Wenn ich gewußt hätte, daß hier solche Dinge zur Sprache kommen — — (stodt.)

Verteidiger: Ich will der Zeugin zu Hilfe kommen. Ich habe mich bisher von dem Taktgefühl meines Klienten verführen lassen, zu schweigen, aber dies kann ich mit meiner Pflicht als Verteidiger nicht mehr vereinbaren. Jenes famose Verlöbniß ist von dem Angeklagten gelöst worden. . . (Sensation, Entrüstungsbrufe.)

Staatsanwalt: Dann haben wir ein psychologisches Räthsel vor uns und die That des Angeklagten ist um so verdammenwerther. (Zeugin weint) Fassen Sie sich, mein Fräulein, der Verteidiger hat das humoristische Bestreben, es Ihnen als Verbrechen anzurechnen, daß Sie sich den Fuß gebrochen haben (stürmische Heiterkeit) damit die Engelsunschuld seines Klienten strahlend hervorgehe aus dieser Anklage.

Vorsitzender: Mein Fräulein, wann haben Sie den Angeklagten wiedergesehen?

Zeugin: Etwa 14 Tage vor jenem Falle.

Verteidiger: Angeklagter, wie begegnete Ihnen Ihre ehemalige Braut?

Angeschuldigter (schweigt).

Verteidiger (enttäuscht): Zeugin, können Sie es leugnen, daß Sie dem Angeklagten nach jener ersten Begegnung einen Brief schrieben, in welchem Sie ihn einluden, Sie zu besuchen und ihn baten, das Vergangene zu vergessen? (Murren.)

Staatsanwalt: Das würde, selbst wenn es wahr wäre, kein Grund dafür sein, daß der Angeklagte der Zeugin zu einem Beinbruch verhalf. (Heiterkeit.)

Zeugin (erröthend): Es ist wahr, ich habe ihm geschrieben.

Verteidiger: Erinnern Sie sich eines zweiten Briefes, welcher davon handelte, daß Sie nicht die Liebe meines

Klienten wünschen, sondern seine Freundschaft? Sie erinnern sich nicht, gut, hier ist dieser Brief.

Staatsanwalt: Mein Gott, was hat dies Alles mit dem Weinbruch zu thun? Es kann nur ein gutes Licht auf die Zeugin werfen.

Verteidiger: Sie werden zugeben, daß sich thatsächlich ein gewisses freundschaftliches Verhältniß zwischen Ihnen entwickelte . . .

Zeugin (schwer): Ja — ein rein freundschaftliches . . . Mein Gott, wie konnte ich ahnen . . .

Verteidiger: Und daß Sie es waren, die meinen Klienten veranlaßt hat, jenen Ball zu besuchen . . .

Zeugin (verlegen): Mein Gott, er . . . er fühlte sich so einsam . . .

Verteidiger: Daß Sie es waren, die ihn durch ein gewonnenes „Vielliebchen“ zwingen, nach siebenzehn Jahren wieder zu tanzen . . . und mit Ihnen . . . Sie, die Sie wußten, daß er schlecht tanzt . . .

Zeugin (sehr verlegen): Ein Scherz . . .

Verteidiger (einen Brief hervorziehend): triumphirend: Meine Herren, hoher Gerichtshof! Dieses Schriftstück fiel zufällig in meine Hände. Es hat den Vorzug, meinen Klienten zu entlasten und zugleich ein scharfes Licht auf die Wege zu werfen, auf denen heutigen Tages die Mädchen unter die Haube kommen — wollen. (Große Bewegung.) Dieser Brief ist vom Vorstande des „Vereins zur Ausrottung der Junggesellen“, deren Vorsitzender sich heute hier durch allerlei Zurufe bemerkbar gemacht hat — (Im Zuschauertraume fällt eine Dame in Ohnmacht), an die Zeugin gerichtet und eine Antwort auf die Anfrage. Er lautet ganz kurz: „Verehrtes Mitglied! Wenn Sie ihn — „Ihn“ mit Gänsefüßchen — soweit haben mit der „Freundschaft“ und ihn — wieder mit Gänsefüßchen — sonst als Ehrenmann kennen, dann brauchen Sie einmal die in § 134 unserer Instruktionen angeführten mit „Die letzten Mittel“ bezeichneten, unfehlbaren Anweisungen. Ihr ergebenster „Verein zur Ausrottung der Junggesellen.“ Postscriptum. Wir bitten um Einsendung des letzten Monatsbeitrags!“ Dies der Brief. Und nun meine Herren, die Instruktion: „§ 134. Die letzten Mittel. Absatz 1. Fassen Sie „Ihn“ bei seiner Ehre. Das erreichen Sie dadurch, daß Sie sich mit „Ihm“ irgendwie öffentlich compromittiren. — Absatz 2. Fassen Sie ihn von der Gefühlseite. Wenn Sie durch seine Schuld den Arm brechen können oder gar das Bein, so wird es ein Leichtes sein, „Ihn“ zur Heirath zu bewegen, da er Sie nicht gern unglücklich sehen wird. In der Ehe können Sie sich für den Schaden revanchiren, heirathet er Sie nicht, dann steht Ihnen jedenfalls ein Ersatzanspruch zu . . .“ (Während der Vorlesung haben sich die Damen aus dem Auditorium in wilder Flucht entfernt.) Und nun Fräulein Zeugin . . .

Zeugin (wird ohnmächtig hinausgetragen).

Die Verhandlung endigte mit der Freisprechung des Angeklagten, mußte auch enden nach dem Rechtsfalle des alten Ulpianus: „Volenti non fit injuria.“

Der verlorene Degen.

Soldatenhumoreske von Robert Schulz.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Der alte Herr öffnete die Gartenthür und leuchtete pfeifend im Innern des Gebäudes herum. Alle Fenster

standen weit offen; wie leicht konnte sich das sehnlich erwartete blaue Ordensband hier herein verschoben haben. Der alte Herr sah kopfschüttelnd auf die gestürzte Topfpyramide, brummte etwas von „Unvorsichtigkeit“ in den Bart und suchte dann weiter.

„Alle Wetter, das ist ja Billy's Sonnenschirm! Merkwürdig, sie nahm ihn ja vorhin mit in ihr Kaffee-Klatsch!“ Er legte das schützende Requisit bedächtig unter seinen Arm.

„Ah, und hier ein Degen!“ rief er plötzlich verwundert. „Da soll doch gleich — —! Wie mag der hierher gekommen sein?“

Er musterte die Waffe genauer und bemerkte auf der Scheide einen eingravirten Namen.

„Oho, da steht's ja: von Storchschnabel. Sooo! das ist also der Eigenthümer, dieser lange Pechvogel! Und dazu der Sonnenschirm meiner Tochter. No, warte nur, warte nur!“

Der Alte entfernte sich wuthentbrannt mit seinem Fnde und eilte großen Schrittes seinen Penaten zu.

Wenige Minuten später traf auch Billy dort ein.

„Nun, amüsiert in Deinem Moccakränzchen?“ frug Papa Arnstein, die letzten Worte ironisch betonend.

Billy wurde über und über roth. Ob er vielleicht schon etwas wissen mochte? „Papa — aber — ganz — ganz — gut!“ stotterte sie verlegen. Das schlechte Gewissen ließ sie kaum die nöthige Fassung wiederfinden.

„So! Wilst Du mir dann gefälligst erklären, wie dieser Degen des Lieutenant's von Storchschnabel und Dein Sonnenschirm in unser Gartenhaus kommen?“ inquirirte Arnstein weiter, indem er seine Tochter durchbohrend ansah und ihr den blanken Degen zugleich mit dem Sonnenschirm dicht vor die Augen hielt.

Was blieb Billy angesichts solcher Beweismittel übrig, als ihre Schuld von A bis Z zu gestehen? Unter Thränenströmen bat sie den Papa um Verzeihung und um Gnade für Storchschnabel.

Die gewaltige Strafpredigt Arnstein's übergehe ich. Nur soviel sei erwähnt, daß ihm Billy versprochen mußte, dem Lieutenant für immer zu entsagen. „Denn mit Deinen 16 Jahren ist ein solches Liebesverhältniß die reine Kinderei, nutzlose Tändelei!“ entschied der Papa.

O Diebe, Du herrliche Backfischliebe, ohne Sang und Klang mußte Dich die arme Billy zu Grabe tragen!

Storchschnabel stand Mittags vor dem gestrigen Herrn Obersten, in voller Paradeuniform, aber natürlich ohne Degen, bleich und zitternd wie Espenlaub. Sie wissen ja, weshalb, meine Gnädige!

„Da haben Sie ihn zurück!“ sprach der alte Graukopf soeben, ihm die „in Gedanken stehen gebliebene“ Waffe feierlich überreichend, welche mein Freund sofort, sich tief verneigend, in Empfang nahm und um die wartende Hüfte gürte. „Jetzt kommt das Strafurtheil: 14 Tage Stubenarrest, dachte er seufzend bei dieser Verurtheilung.“

„Ich hoffe,“ fuhr der Oberst fort, daß es mir künftig erspart bleibt, den Fund abliefern zu müssen. Herrn Arnstein haben Sie es überhaupt zu verdanken, wenn ich die ganze Angelegenheit nicht als offizielle Be-handelung, eine empfindliche Strafe wäre Ihnen dann gewiß. Und nun, mein junger Freund, gestehen Sie selbst, wie unüberlegt Sie handelten, als Sie, der ver-

mögenslose Secondlieutenant, mit jenem sechzehnjährigen Backfische ein Liebesverhältniß anknüpfen.

„Ich gestehe, Herr Oberst, es war sehr unüberlegt!“ betheuerte der bleiche Storchschnabel mit dumpfer Stimme. Im Herzen aber freute er sich, daß die ganze heillosen Geschichte so gut abließ. Die kleine Lilly war übrigens bereits vergessen — o, er vergaß sehr leicht, der liebe Freund, zumal hier Papa Arnstein die ganze Schuld an dem oberflächlichen Strassemon trug, denn er hatte ja dem Vorgesetzten seinen Degen überhandt.

„Versprechen Sie mir auch auf Ehrenwort,“ verlangte der Oberst weiter, „daß Sie jede Verbindung mit Lilly Arnstein abbrechen, ihr auch nie mehr schreiben, kurz, das unangemessene Verhältniß fortan als aufgelöst betrachten.“

„Ich verspreche es, auf Ehr!“ nätzte Storchschnabel freudigen Tones.

Der Oberst lächelte und bat dann den Lieutenant, bei ihm zu speisen. Storchschnabel glaubte, falsch gehört zu haben, so viele Güte bei so viel Schuld war ihm geradezu unbegreiflich. Erst als der Oberst seine Einladung wiederholte, folgte er ihm kopfschüttelnd nach dem Speisezimmer.

Nebenbei bemerkt besaß der Oberst fünf „erwachsene“ Töchter, deren jüngste unseren Storchschnabel bei jeder Gelegenheit mit feurigen, vielsagenden Blicken beobachtete. Diese Töchter hatten die rosige Jugendzeit sammt und sonders hinter sich und wurden allgemein mit dem wenig schmeichelhaften Attribut „Oberst's Kostnen“ belegt, eine Bezeichnung, die weniger mit ihren Vornamen als mit ihren Jahren harmonierte. Ich glaube, . . . ! Sie nicht auch, meine Gnädige?

Als Storchschnabel gegen Abend überaus lustig nach seinem Quartiere zurückkehrte, fand er folgenden Brief vor:

Leben Sie wohl — für ewig! Noch heute reise ich zur Tante nach Hamburg. Ich tröste mich mit dem Abschiedsliede Jung Werner's in Scheffels „Trompeter!“ Lilly.“

Storchschnabel lächelte und steckte sich mit dem zum Fidißus gedrehten Abschiedsbrief Schön-Lilly's eine Cigarre an.

Am folgenden Abende gab Lieutenant von Storchschnabel seinen Kameraden im „rothen Löwen“ eine solenne Seckkneperei.“ Er fragte weshalb, meine Gnädige? Ganz einfach: er hatte sich mit der jüngsten (allerdinge „schier 30 Jahre alten“) Tochter seines — Obersten verlobt. Das war sein Trumpf gegen die Intriguen des Papa Arnstein!

Und das Facit? Meine Gnädige, dieses eine „Pech“ Storchschnabels war sein Glück geworden. Gönnen wir es ihm von Herzen! . . .“

✧ Allerlei Humoristisches. ✧

Humor des Auslandes
in der „Münchener Jugend“.

A.: „Kennst Du jenes Ehepaar dort?“

B.: „Ja! Er giebt eine Frauen-Zeitschrift heraus.“

A.: „Und sie?“

B.: „Sie schreibt politische Artikel für die „Times“.“

Lehrer: „Was lehrt uns die Geschichte König Karls I. von England?“

Schüler: „Daß man in Augenblicken der Erregung nicht den Kopf verlieren soll.“

Wichtiger.

Edith: „Also nächsten Monat ist Deine Hochzeit, Mabel? Werbet Ihr denn selbst Haus führen?“

Mabel: „Gewiß!“

Edith: „Ah — da habt Ihr schon eine Wohnung gemietet?“
Mabel: „Wohnung gemietet — lächerlich! Das hat noch lange Zeit. Aber ich und George, wir sind gestern zusammen in die Stadt gefahren und haben uns schon ein „Landem“ ausgesucht.“

Zwei Fliegen mit einer Klappe.

Mrs. Green (auf der Veranda des Kurhauses eines amerikanischen Bades für rheumatische Leiden): „Sitzt dort nicht Mrs. Smith mit ihrer Familie? Was will denn die hier?“

Mrs. Brown: „Wahrscheinlich will Mrs. Smith ihren Rheumatismus los werden.“

Mrs. Green: „Schon möglich. Aber warum bringt sie denn dazu ihre drei Töchter mit?“

Mrs. Brown: „Wahrscheinlich will sie die auch los werden.“

So muß man's anfangen.

Mrs. Kirkland: „Und wie kommen Sie zu der Annahme, daß die Welt jetzt besser und schöner sei, als vor 55 Jahren?“

Mr. Dunley (der sich um ihre reiche, hübsche Tochter bewirbt): „Weil — weil Sie damals noch nicht lebten.“

Papa Kirkland's Einwendungen gegen den jungen Mann waren von dieser Stunde an erfolglos.

Er soll Dein Herr sein.

Er: „Nun sind wir verheirathet und folglich Eins geworden, darum bitte ich mir von jetzt an aus, daß Du Dich nie mehr in einem solch stark ausgeschnittenen Kleide zeigst.“

Sie: „Von dieser Einheit bist Du aber nur die eine Hälfte, und die andere, also meine Hälfte, werde ich stets anziehen, wie es mir beliebt.“

Ein verarmter Lebemann speist aus Sparsamkeits-Rücksichten in einer ganz obskuren Kneipe und erkennt in dem ihn bedienenden Kellner einen alten Bekannten. „Was“, ruft er aus, „Sie sind hier Kellner?“

„Jawohl“, antwortet dieser, aber ich speise wo anders!“

Schauspieler Reifer (zu einem Kritiker): „Ich habe mich nie mit Niedrigem begnügt, sondern bei jedem Auftreten nach dem Allerhöchsten gestrebt.“

Kritiker: „Ich weiß, ich weiß — Sie spielen immer für die Gallerie!“

Ein weiser Richter.

Ein Richter zu Brighton, Namens Martineau, bemerkte kürzlich bei einer Gerichtsverhandlung, er habe fast jeden Tag Radfahrerfälle zu erledigen und er beabsichtige, jetzt das Radfahren zu erlernen, um die Fälle richtig beurtheilen zu können.

Die Macht des Gewissens.

Schaffner (zu einem sehr jungen Paar, das preßirt nach einem Coupé sucht): „Wünschen Sie Durchgangswagen?“

Sie: „Ach ja — aber bitte, verrathen Sie uns nicht!“

Die goldene Hochzeit.

Zwei Freunde, die sich lange nicht gesehen haben, treffen sich. „Weißt Du schon, daß K. seine goldene Hochzeit gefeiert hat. . .“
„Aber wie? er hat sich doch erst vor acht Tagen verheirathet!“
„Aber seine Frau bringt ihm eine Million mit, mein Lieber!“

